

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 257.

Mittwoch, 3. November

1926.

(21. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

23. Kapitel.

Jacques Mousset.

Dina Reimers, die schöne Abenteuerin, war tot. Der alsbald eintreffende Arzt konnte nur erklären, daß sie einem Herzschlag erlegen war.

"Sie hat eine vergiftete Zigarette geraucht!"

"Ich kann keine Vergiftungsscheinungen feststellen, meine Herren!"

"Eine Teufelei dieses Jacques Mousset!" Dr. Binger ballte ingrimmig die Fäuste. Immer und immer mußte er nach dem Sofa blicken, auf dem Dina wie einschlafend ruhte. Das Gesicht war nicht im mindestens entstellt. Noch im Tode war diese Frau wunderbar schön.

"Jacques Mousset? Wer ist das?"

"Nichts, nichts, Herr Doktor", sagte Binger. "Den Totenschein übergeben Sie wohl der Kriminalpolizei. Ja, es handelt sich — leider — um einen Kriminalfall. Aber ich ersuche Sie dringend, bis heute abend strengstes Stillschweigen über diesen Vorfall zu bewahren." Und an die Polizeibeamten sich wendend bat er: "Das Publikum darf vorläufig unter keinen Umständen etwas erfahren, von welcher Seite auch Fragen wegen einer Dina Reimers kommen mögen. Ich habe meine Gründe. Es ist nur eine Notiz zu veröffentlichen, daß seit heute morgen — Sie verstehen: seit heute morgen! — Miss Mary Walker, die Gesellschafterin der Lady Cadell, verschwunden sei. Und lassen Sie die Befürchtung einfließen, die junge Engländerin sei wahrscheinlich durch die Diebe entführt worden. Die Plünderung der Villa wird natürlich gebracht. In großer Aufmachung. Der dreizehnte Diebstahl!" und so weiter. Kein Wort jedoch über die erfolgreiche Tätigkeit des Polizeihundes Thella! Die Notiz schließe damit ab, daß die untröstliche Lady ein Hotel ausgesucht hat. Die geraubten Juwelen werden beschrieben . . ."

Dr. Binger wies auf das Palet, das Kommissär Fischer sorgsam in Händen hielt.

"Und selbst Lady Cadell darf vor heute abend auf keinen Fall erfahren, daß ihr Vermögen alsbald wieder den Dieben abgenommen werden konnte."

Die Beamten nickten stumm.

Sie ahnten, daß der große Schlag bevorstand. Der Anführer der Diebe der nunmehr Dreizehn Nächte sollte ins Garn gelockt werden.

Mister McLean war längst in sicherer Hüt fortgeführt worden. Er hatte sich wieder gefaßt. Ein höhnischen Lachen spielte um seinen bartlosen Mund, als man ihm seine Zelle anwies. Hoffte er so bestimmt, von seinen Freunden bestreit zu werden?

Er bat um einen Whisky, der ihm abgeschlagen wurde. Pfeife und Tabak durfte er jedoch behalten. Dichte Qualmwolken der geliebten Shagpfeife entlockte, schritt er in der Zelle auf und ab, schien sich mit sei rem Löse abgefunden zu haben.

Als man Dr. Binger hierüber Bericht erstattete, grüßelte er: "Vor Einbruch der Nacht kann nichts passieren. Aber nicht den kleinsten Fugen Papier darf er in die Zelle bekommen!" *

Hans Grüner, der Geschäftsreisende, zuckte nervös zusammen, als die Tür seiner Zelle aufgeschlossen wurde und ein Herr eintrat.

"Schon wieder eine Vernehmung? zu gestehen, nur... Herrgott, trau ich meinen Augen? Sie... der ehemalige Husarenleutnant Binger Kamerad... Ungar! Himmel, ja Sie sind's. Es ist kein Traum. Alter Freund! Aber... auch eingesperrt? Welche Dummheit haben Sie denn begangen?"

Binger nahm neben ihm auf der Britische Platz. Er war sehr ernst, quittierte über den Jubel des anderen mit einem knappen, aber kräftigen Händedruck.

"Weil wir so gute, alte Freunde sind, sollen Sie mir Ihre Dummheit beichten. Ich hätte Sie längst aufsuchen sollen..."

Hans Grüner blickte ihn argwöhnisch an.

"Längst? Was heißt das? Ich dente, Sie studieren auf irgendeiner Balkanuniversität..."

"Ich bin Dr. jur.", lächelte der Ungar.

Der Freund wurde noch misstrauischer. "Aha, und ich — einer der berüchtigten zwölf Diebe — bin so quasi Studienobjekt für Sie! Man hat Sie gar nicht eingesperrt. Sie haben einen Passierschein für seelische Folterungen. Auf welche Methode reisen Sie? Der Gerichtsarzt, der einziger wohlwollende meiner Folterknechte, will bis zu „leichtem vererbtem Schwachsinn“ gehen..."

Dr. Binger unterdrückte mühsam den entsetzlichen Lachreiz.

"Meine Theorie ist: die Diebe der Zwölf Nächte sind derart intelligente Leute, daß . . ."

Hans Grüner drückte ihm stürmisch die Hand.

"Nicht wahr! Das hab' ich von Anfang an gesagt. Nur der Staatsanwalt will es partout nicht einsehen."

"Inzwischen sind wir einen großen Schritt weitergekommen. Auch in der Praxis hat sich mein Leitsatz bewährt. Kitty Wood ist ebenfalls unschuldig . . ."

"Die blonde Kitty? Das verstehe ich nicht. Kitty hat man verdächtigt? Die war doch bloß verliebt! Ah, sicher in ein Mitglied der Gaunerbande, und hat es nun vor Nut „hopp“ nehmen lassen . . ."

"Halbe Wahrheit. Kitty war in Sie verliebt."

"Hab' aber nicht mitgemacht", brummte der Gefangene. "Bin außerdem kein Mitglied der Gaunerbande."

"Eine gewisse Dina Reimers stand Ihnen aber nah?"

Der Gefangene fuhr in die Höhe. "Nun sangen Sie doch mit der Folter an! Diese Frau ist das herrlichste, reinste Wesen, das man sich denken kann! Ich weiß, wessen man uns beschuldigt. Sie soll das geistige Haupt einer Einbrecherbande sein. Ausgeschlossen, unmöglich. Überdies habe ich sie seit 1916 nicht mehr gesehen. Bis neulich vor dem Staatsanwalt . . ." Er barg den Kopf in beiden Händen. "Sie war Krankenschwester eines Feldlazaretts . . . ein Engel . . . scheute sich nicht, die Verwundeten in den Batteriestellungen zu verbinden."

"... und dabei die neuen österreichischen Mörser zu studieren!"

Hans Grüner taumelte zurück, dann flammten seine Augen auf. "Kein Wort mehr! Alles Verleumdung!"

„Dina war Spionin im Solde Russlands.“ Dr. Binger zuckte die Achseln, obwohl diese Kenntnis vor einer Stunde auch sein Herz zusammengeschürt hatte. „Man hat es jetzt durch das System Bertillon festgestellt . . .“

Dass man außerdem den Mister Meclean nach seinen Fingerabdrücken als einen der gefährlichsten englischen Einbrecher erkannt hatte, verschwieg Dr. Binger vorläufig.

„System, System!“ raste der andere. „Ihr fühlflügelnden Wissenschaftler verstehen dem Menschen nicht ins Herz zu blicken! Dina schwört natürlich . . .“

„Dina ist schuldig. Sie beging Selbstmord. Heute nacht. Sie war nicht nur Spionin.“

Hans Grüner lehrte sein Gesicht zur Wand. Er wollte das Zucken seines Mundes nicht sehen lassen.

„Tausend heiße Küsse . . . auf gutes Gelingen!“ hörte ihn der Freund flüstern.

Als sie sich wieder in die Augen blickten, schien der Gefangene um Jahre gealtert.

„. . . um vollständig zu sein“, sagte Dr. Binger. „Dina war eine Diebin. Es gelang mir, sie zu überführen. Sie und . . . Mister Meclean.“

Hans Grüner lachte rauh. „Meclean ein Dieb? Seit Wochen ahne ich es und deshalb konnte ich nicht sprechen. Man hätte mir die größte Dummheit meines Lebens nicht geglaubt . . .“

Endlich atmete Dr. Binger auf. Die Stunde des Gestehens war gekommen.

„Es betrifft natürlich den Diebstahl bei Ihrem Onkel?“

„Ah, da hat Lisa Müller geplaudert? Schließlich, weshalb sollte sie es nicht endlich?“

„Es handelt sich um eine Weite zwischen Ihnen und Meclean?“

„So sagte er. Aber heute glaube ich ihm kein Wort mehr. Hören Sie zu und dann lasst mich endlich aus diesen entsetzlichen vier Wänden heraus, bevor ich ganz verrückt werde. Meclean stichelte immer über meine Reisetätigkeit. Um ein paar Groschen Provision sich für den geizigen Onkel abzuhindern! Er erzählte mir tolle Geschichten von einem Arsène Lupin, von Raffles und anderen Kavalierverbrechern, die stets nur „soziale Ungerechtigkeiten“ ausgeglichen hätten. Oft hätten sie sogar die ausgeräumte Villa wieder eingeräumt, nur um zu zeigen, welche Kerle sie seien. Ich, Hans Grüner, sei natürlich zu sein, ich warte geduldig, bis der Notar ein gewisses Testament öffne usw. Ich merkte genau heraus, mit dem sein meinte er feige.

Da wetterten wir . . .

Ein paar sige, gerissene Freunde wollte er stellen. Er befogte alles. Das Dienstmädchen Klara Obst, das am nächsten Morgen so wie so abging, würde sich an dem „Spaß“ beteiligen. Sie mußte — es sollte geniale Feinarbeit sein — für uns einen Situationsplan zeichnen, wo eine Diele gefährlich knarrt und so . . .“

„Klara Obst!“ Dr. Binger piff durch die Zähne. „Weiter!“ Die Sache wurde immer interessanter.

Fortsetzung folgt.

Vor dem Winter.

Nun ist er ausgeträumt, der Sommertraum.
Rostfarbene Blätter sinken taumelnd nieder.
In schwerer Nebel reckt die Riesenglieder
Der nackte Baum.

Der Wanderer steht wie am geschlossnen Sarg
Am Wiesengrund, einst bunt von reichem Leben,
Das sich ihm taujendfältig hingegeben —
Und nun verbarg.

Einst prangt es wieder dir im Sonnenschein
Mit holden Farben, Wanderherz — das wisse.
Zweit aber müssen Frost und Finsternisse
Durchslitten sein.

Anna Enders-Diz.

Hubertustag.

Von D. Fechner.

„Ein Tag im Jahr“ ist den Toten frei . . . Allerseelen. Am andern Morgen ist St. Hubertus, des Jagdreichers „hoher Tag“. Abgeschüttelt sind die schweren Gedanken, die das Vergessen, das große Sterben in der Natur in uns weckt; Hubertustag, dich grüßen die, die dir in lobender Begeisterung huldigen, dich grüßt die hunte, hochdele, spürende Meute, die auf das „Ho, Rüd, ho!“ wartet, dich grüßen die edlen, fein gesellten Pferde, die feurig in die Kandare schäumen, umherzänzen in froher Ungeduld, bis die Zügel faust sie freigibt und der Schenkeldruck sie beschlägt; Hubertustag, dich grüßen alle, die an der jauchzenden Verfolgung des urigen Keilers teilnehmen.

Die Jagd beginnt. Die Meute wird gelöst „Ho, Rüd, ho!“ Mit tiefer Nase stürzen die Hunde vorwärts, die Fährte zu suchen; der alte, erfahrene, tüchtig blidende Rolf hat sie als erster gefunden und stößt vor unsägbarer Gier ein kurzes, heiseres „Bläff“ aus. Als wäre in diesem Augenblick ein elektrischer Funke in Röß und Reiter und Meute gefahren, so braust alles davon, daß die Erde dröhnt. „Ho, Rüd, ho!“ Einer Rotte hungriger Wölfe gleich jagen die Hunde davon, die Pferde in weit ausgreifendem Galopp hinterher. Doch bald wird das anfangs dicht gedrängte Feld immer länger; denn nicht alle Pferde sind flüchtig und ausdauernd genug, das tolle Tempo zu halten. Aber jetzt steht die Jagd, die Meute hat die Fährte verloren. Das Feld schließt sich wieder zusammen. Ein Bach ist schuld an der Verzögerung. Die Hunde revieren bibbig durcheinander und die Erfahrenen ziehen immer größere Kreise, um wieder auf die Fährte zu stoßen. Da, endlich wieder jenes heisere „Bläff“ als Zeichen, daß die Fährte gefunden ist. Und wie der Pfeil vom Bogen geschnellt, fliegt die Meute über die braune Heide: „Ho, Rüd, ho!“ und die rotbefräte Reiterschar auf ihren schnaubenden, prustenden Pferden in langgestrecktem Galopp hinterdrein. So geht die Heide im fahlen Herbstsonnenlicht, umbraut von scharfen, würzigen Winden, wohl einige tausend Meter weit, als die Hunde erneut stauen und anfangen zu jaseln; sie haben die Fährte zum andern Mal verloren. Diesmal aber hilft alles Kreisen und Revieren nichts, die Spur ist nicht weiter zu bringen: als wäre der Keiler in den Boden gesunken oder durch die Luft entwichen. In dieser Verlegenheit, die bei den Teilnehmern das Gespenst der „Fehltag“ schon erstehen läßt, ordnet der Master an, daß mit den feinnasigsten Hunden die Fährte ein Stück rückwärts verfolgt wird; denn vermutlich hat das Schwein kehrt gemacht, ist auf der eigenen Spur zurückgeslüchtet und hat diese an einer anderen Stelle verlassen, um auf solche Weise seine Verfolger irrezuführen. Die Vermutung erweist sich als richtig; denn kaum 500 Meter rückwärts finden die Hunde die Abzweigung der Fährte. Hier wird die ganze Meute nun wieder eingefestigt und weiter stürmt die Hax: „Ho, Rüd, ho!“

Schnaubend und schon bedenklich ausgepumpt folgen die schaumbedeckten Pferde der flüchtigen, heulenden Meute, die genau spürt, daß die Fährte „wärmert“ wird. Da, in einem kleinen Fichtenhorst, stoßen die Hunde auf den Keiler, der sich aber noch nicht stellt, sondern sein Heil in wilder Flucht sucht. Wie ein großer, schwarzer, vom unsichtbaren Gewalt geschleuderter Gummiball „federt“ er in unglaublicher Schnelligkeit über die Heide, die Meute laut Hals gebend, hinterdrein. Wie viele Hunde des Hasen Tod sind, so schließlich auch des urigen Keilers Verbängnis. Der Abstand zwischen dem Verfolgten und Verfolgern wird immer kleiner und endlich, an einer einsam stehenden hundertjährigen Kiefer ist er eingeholt. Mit dem Büxzel an den Stamm gedrückt, zeigt er den Hunden sein geiferndes Gebräch. Hauer und Haderer weken aufeinander und geben ein klapperndes Geräusch von sich. Im Nu sind zwei der mutigsten und furchtlosigsten Hunde zu Tode geschlagen, da entfällt den übrigen für Augenblitze der Mut. Gitsig heiser Laut gebend, umtanzen sie den schwarzen Recken, dessen kleine Lichter tüchtig funkteln und dessen Rückenfedern gesträubt sind. Der alte erfahrene Rolf, der schon so manche Hesttag mitgemacht und dem mehr als einmal der das Ende des Gestellten herbeiführende Griff gelang, steht tüchtig lauernd, kaum einen halben Meter neben dem Wütenden, den Moment erwartend, der es ihm ermöglicht, das Gehör des Keilers zu fassen, diesem dann flink über den Rücken, auf die andere Seite zu springen, ihn so einen Augenblick festhaltend, bis auch die anderen Hunde aufsaffen und so das Schwein decken. Eben führt der schwarze Teufel einen heftigen Schlag nach der anderen Seite, als Rolf wutschauend aufsingt. Doch der so oft gelungene Griff gelingt diesmal nicht, der Keiler wirft blitzschnell das Gebräch herum, ein kurzer, harter

Schlag von unten nach oben, und im weiten Bogen wird der heite der Rüden mit herausgehendem Gescheide seitwärts geschnürend. Wimmernd will sich Rolf noch einmal erheben, um sich auf seinen Feind zu wenden, aber es geht nicht mehr, röhrend bricht er zusammen. Nun stützt sich aber die ganze Menge von allen Seiten auf den Wehrhaften, der bald ge- deckt ist. Der erste der heranbrausenden Reiter hebt ihn aus, d. h., er reicht ihn an den Hinterläufen hoch, bis der vor- nehmste der Jägerreiter herangeskommen ist und dem Reiter den Gangstoss gibt.

Da liegt er nun, der wehrhafte Reiter, neben seinen

zahlreichen Opfern, und die Sonne des Hubertustags spiegelt sich in dem Schweiß, der seiner schwarzen Schwarte entquillt. Melancholisch-schwerfällig und doch auch wieder fanfarenhafte jauchzend schwimmt das zweistimmig gebläste „Halali“ über die triste Heide:

Tot ist der Basse nun, tot, ja tot!
Gierig getrunken den Schweiß so rot
Hat jetzt die herbstlich düst're Heide . . .
Uriger Recke im vorstigen Kleide,
Tot ist er! Tot ist er! Tot ist er nun . . .”

Hubertustag.

Alt-Nassau

Aus altnassauischen Familienpapieren.

(Neue Folge.)

Bon Adolf Unser.

XXI.

In dieser Zeit, im Februar 1785, erschien nun auch das Vorlesungsverzeichnis für das kommende Sommerhalbjahr und erforderte allerlei Überlegungen in betreff der zu hörenden Kollegien. Denn wenn auch Göttingen eine reichere Auswahl an Vorlesungen bot als Geisen, so wurde doch natürlicherweise nicht in jedem Semester jede Vorlesung gehalten; Moralphilosophie und Rechtsgeschichte, die Vigilius zu hören beabsichtigt hatte, sind entweder im Winter 1784/85 nicht gelesen worden oder fielen mit anderen Vorlesungen zusammen, weshalb er Geschichte der Philosophie belegt hatte. Der Vater schrieb ihm deshalb: „Ein Collegium über die philosophische Geschichte ist meines Erachtens vor einen künftigen praktischen Juristen sehr entbehrlich, und gehörte nur vor den, der sein fortun in und mit der philosophie hauptsächlich machen will.“ indessen da Du es nun anfangen hast, höre es mit Fleiß und Aufmerksamkeit.“ Bezeichnend für die Belesenheit des Regierungsrats ist seine Bemerkung über den Dozenten, der dies Kolloq hält: „Herr Meiners ist aus seinen Briefen über die Schweiz bekannt, welche er vor einigen Jahren mit seiner Frau bereist hat. Sie sind lehrreich geschrieben.“ Aus dem Briefwechsel des Vorjahres erinnern wir uns, daß Vater und Sohn auf die Ausbildung in der Feldmehrkunst besondere Wert legten, denn, so schrieb der Vater: „Wenn der alte Secretär Molitor abgetreten, so ist außer denen dermaligen 3 Feldmeistern und einigen Forstjägern kein Mensch im Lande, der diese Wissenschaft versteht, und ben denen Collegii,¹⁾ wo doch der gleichen geometrische Zeichnungen oft vorkommen, ist dermalen Niemand, der eine hinlängliche Kenntnis davon hätte.“ Über die praktische Anweisung in der Feldmehrkunst soll Louis mit dem Professor Kaestner sprechen, wenn er die reine Mathematik und insbesondere die theoretische Geometrie bei ihm völlig gehört hat; dieser könne ihm gewiß einen Vorschlag zur Erreichung seiner Absicht machen. Freilich sei dabei von großer Wichtigkeit, daß man einen feinen geometrischen Plan zeichnen könne. „Denn wenn Du etwas in der geometrie thun und Dich damit recommendiren willst, welches allerdings so nützlich als nöthig auch einträglich ist, so mußt Du auch eine saubere Zeichnung machen können.“ Weiter wies der Regierungsrat auf die Notwendigkeit hin, das klassische Latein zu pflegen, wozu die Universitätsbibliothek benutzt werden möge, damit es bei vereinstigten Ausarbeitungen und Disputir-Übungen an dieser gelehrten Sprache nicht fehlen möge. Der Stadt Oberschulteich Wagner zu Idstein, der sich eine so gelehrtene Miene zu geben weiß, schrieb in dieser Woche in einem Bericht: Vize Besoldung. Da diese es, es gebühre ihm keine, weil er nicht einmal für Besoldung Orthographice schreiben könne. Das sind dann anecdoten, die so leicht nicht vergessen werden, und vor welchen sich ein junger Mensch sorgfältig in Obacht zu nehmen hat.“

Lebhafte Interesse nahm der Vater auch an den Musikstudien des Sohnes, über die er ihm ausführlich schrieb. Wie es scheint, hatte der Student Vigilius dem berühmten Staatsrechtslehrer Büttner, den wir ja bereits anlässlich des Todes von Dr. Mahr vorausgreifend kennen gelernt haben, bald nach seiner Ankunft seine Auswartung gemacht und ihm Grüße vom Vater ausgerichtet. Er ist dann wohl dort eingeladen worden und als man in der Familie Büttlers erfuhr, daß er musikalisch sei, Geige und Klavier spiele, mag man ihn aufgefordert haben, sich an der Hausmusik oder auch bei einem geplanten Konzert zu beteiligen. Vielleicht hat

Louis dem Vater gegenüber Zweifel geäußert, ob er dazu schon die nötige Fertigkeit besitze, denn der Regierungsrat schreibt: „Wenn ich nur wüßte, wie viel Du schon auf der Violine profitirest hast, und ob Du, wenn Du allenfalls noch 1 Louisd'or weiter vergeigt hast, Dich getrauest, in einem Concert mitzuspielen; so wollte ich gerne, um dieses zu befördern und Dich aus dem Stümper herauszuziehen, solchen oder auch 1½ daran wenden. Über diesen Punct antworte mir auf Dein Gewissen, aber auch mit dem Beding, daß Du alsdann in dem Büttnerischen Concert würdig mitspielest. Wie gehet es denn mit den Klavier Übungen? Das sind ja doch beide Mittel, die schwermüthige Gedanken und melancholische Anfälle zu vertreiben. Suche Dich doch ja auch auf diesem Instrument zu unterhalten, das Du wenigstens das gelernte nicht vergißest.“

Wenige Tage danach, am 15. Februar, folgte ein weiterer Brief; der Vater schickte dem Sohn dessen geometrische Aufzeichnungen über die praktische Feldmehrkunst — sie rühren wohl aus der Idsteiner Gymnasialzeit her, denn etwa in Geisen gemachte Notizen würden sich nicht in Wiesbaden befinden haben — und augleich 30 Stück Louisd'or. „Mit letzteren bitte aber so gut als möglich zu wirtschaften, damit der künftige Herbstwechsel etwas geringer ausfallen könne, weil ich alsdann auch nicht so viel zusammen bringen kan. Lasse Dich nur bei keinem Bekannten vermerken, daß Du Geld vorräthig habest, damit Dich keiner zum Lehnzen ansprechen möge, indem es ordinäre hart hält, von solchen Herrn sein gutes Geld wieder zu bekommen. Dein Herr Schwager²⁾ kann von dergleichen Beispiele sagen, die ihm begegnet sind. Auf das künftige Winter Holz seid in Zeiten bedacht, woferne Du dasselbe vorm Raub verwahren kannst. Wie viel hast davon in diesem Winter nöthig gehabt? Und ist es damit ordentlicher hergegangen, als bei der Frau Engelin?³⁾“ Dann heißt es weiter: „Es ist mir begefallen, ob nicht Deine seitherige Muthlosigkeit und Schwermüthigkeit von dem dienen und dem Vernehmen nach nicht genug geläuterten sondern sehr falsigten Göttinger Bier guten Theils herrühren möge. Wenn das wäre, so trinke lieber Wasser, in so fern auch dieses der Gesundheit nicht zu wider ist. Wie ist es denn mit Eurem Wein? Der wird geschmiert und also auch ungesunder Frankwein⁴⁾ sein? Und was wird für die hiesige Maas bezahlt? Gedulde Dich, was dieses Getränk anbelangt, bis Du wieder in die Rheingegend kommt; dann schmeidet es Dir desto besser. Rauche auch nicht zu viel Tabac, der nimt ebenfalls viele gute Säfte weg, und trocknet Brust u. Blut aus. Morgends gleich nach dem Aufstehen ist Dir eine Pfeife voll erlaubt, u. dabei ein frisch Glas Wasser, aber bernach den ganzen Tag keine mehr. Auf die Weise halte ich es mit meinem Rauchen, das ich erst in meinem 28te Jahr angefangen habe.“

Aus den in der Briefsammlung folgenden Schreiben geht hervor, daß das Gesuch des Regierungsrats an die hannöverschen Staatsminister um Bewilligung eines Königlich Großbritannischen Freitischs gehabt hat. Die verhältnismäßig rasche Erledigung war dem Eintreten des Geh. Justizrats Falke in Hannover zu danken, der persönlich das Gesuch der maßgebenden Stelle vortrug und es nachdrücklich befürwortete; er erhielt denn auch alsbald die Sicherung, daß der Student Vigilius in die Liste derjenigen aufgenommen werde, die im Herbst 1785 einen königlichen Freitisch erhalten sollten. Für Ostern waren die Listen schon geschlossen und die Inhaber der Freitische bestimmt worden, so daß also die so wünschenswerte Unterstützung nicht logisch einsetzen konnte. Immerhin auch für die künftige Beiblisse mußte man dankbar sein, zumal in ziemlich sichere Aussicht

²⁾ Dr. med. Mahr.

³⁾ Die Hauswirtin in Idstein, 1785 bei ihrem Sohn, dem Pfarrer in Panrod wohnend.

⁴⁾ = französischer Wein.

gestellt wurde, daß der auf ein Jahr bewilligte Freitisch bei rechtzeitigem Gesuch auf ein weiteres Jahr verlängert werde, während allerdings eine Verlängerung über das zweite Jahr hinaus nicht statthaft war. Da Vigelius ohnehin im Herbst 1787 sein Studium abschließen sollte, war er ja nach menschlichem Ermessen für das Mittagessen verorgt. Wir werden freilich später noch hören, daß selbst ein königlicher Freitisch keine ungetrübte Freude war — Das für jene Zeit ungemein knapp und sachlich gehaltene Schreiben Falles an den Regierungsrat schließt mit den Worten: „Gott lasse Ew. Wohlgeborenen an dem Herrn Sohn und übrigen lieben Kindern Freude und Wonne erleben! woran ich jederzeit freudigsten Anteil nehmen werde, in vorzüglicher Hochachtung alseits beharrend Ew. Wohlgeborenen gehorsamster Diener Falde.“

In schärfstem Gegensatz zu dieser Sachlichkeit steht das Dankschreiben des Regierungsrats an Falde: „Ew. Hochwohlgeborenen hochgüttige Nachricht vom 24ten Februar, die mir augleich erwiegene unshäbbare Provenzion⁹⁾ und hochgeneigte Appréciation¹⁰⁾ wegen meines Sohns u. übrigen Kindern haben mein Herz — das schon seit so langer Zeit Ew. Hochwohlgeborenen so christliche als menschenfreundliche Gesinnungen, und so gerecht — als wohlthätige Handlungen mit devotester Erfürcht gerissen hat —, nun auch noch mit solchen Regungen der lebhaftesten Freude und des wärmtesten Danks durchdrungen, welche ich nach ihren ganzen Empfindungen auszudrücken nicht vermögend bin. Meine unbegrenzte Dankbarkeit geht also in den herklichsten Wunsch über: daß Gott der Allmächtige Ew. Hochwohlgeborenen noch viele, viele Jahre bey der besten Gesundheit und allen Erfriedlichkeiten zum Wohl und Glück des Staats, dem Hochdieselbe so ausgezeichnet und thätig nützen, mildst fristen und erhalten wolle! Meinem Sohn melde ich heute diesen erfreulichen Erfola, den ich und er Ew. Hochwohlgeborenen vielvermögender Unterstüzung ganz allein zu verdanken haben, u. hoffe gewis, daß diese und die hohe Gnade des höchstverehrlichen Königlichen Ministeriums seinen Fleiß noch mehr beleben und er sich der gnädigen Verlängerung dieser Wohltat auch auf das zweite Jahr würdig zu machen, äußerst bestreben werde.

Ew. Hochwohlgeborenen vergönnten mir nun noch die Hochgeneigte Erlaubnis, Dero hohen Protection und Ge-wogenheit mich und meinen Sohn auch für das künftige an-gelegentlichst und in demjenigen submissiven Respect emp-fiehren zu dürfen, dezen iernere und lebenslängliche Bezeugung sich zur vorsprünglichsten Ehre rechnet Ew. Hochwohlgeborenen unterthänig treu devotester Diener Vigelius.“

⁹⁾ Provenzion = Juneigung.

¹⁰⁾ Appréciation = Werthschätzung.

Zur Geschichte des Regierungsgebäudes in der Rheinstraße.

Die Erneuerung der Fassade des Regierungsgebäudes in der Rheinstraße (Nr. 35/37) hat mit jüngst Veranlassung gegeben, mich von Amts wegen mit dem Werdegang dieses Hauses eingehender zu beschäftigen. Das Ergebnis meiner Nachforschungen über dieses jetzt älteste ehemalige Privathaus der Rheinstraße dürfte auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse und eine Mitteilung darüber an dieser Stelle nicht unangebracht sein.

Die Bebauungspläne für die heutige Rheinstraße reichen bis in das Jahr 1828 zurück, wo auf dem Gelände zwischen der Kirchgasse, Luisen-, Schwalbacher- und der früheren Adolfsstraße die Artillerieträne und das Zeughaus erstanden, und die Bauvorchriften für die von da ab in Rheinstraße umgetaufte Adolfsstraße — die jetzige Adolfsstraße ist erst um 1860 entstanden — erlassen wurden. Der Beginn der privaten Bautätigkeit sog sich jedoch noch einige Jahre hin. 1831/32 wurde als erstes Privathaus das des Christian Seibert an der Ecke des Luisenplatzes und der Rheinstraße (an der Stelle der heutigen Nr. 43) gebaut. 1835/36 erbaute Dr. med. Joh. Karl Gréve in der Mitte zwischen Luisenplatz und Markt- (jetzt Bahnhof-)straße ein Doppelhaus, das 1837 in das Brandkataster der Stadt Wiesbaden (Band 3, Nr. 124) eingetragen wurde, und in dem er eine orthopädische Heilstätte einrichtete. Aber bereits 1843 kaufte es der herzoglich nassauische Domänenfiskus für 64.000 Gulden als Witwenhaus für die Herzogin Pauline an. Da es für diesen Zweck aber vorläufig nicht benutzt wurde, auch nie-mals benutzt worden ist, behielt zunächst Dr. Gréve das Erdgeschoss in der oberen (westlichen) Hälfte, den ganzen ersten Stock, eine Stube im zweiten Stock, den Speicher über der Westhälfte, die Alleinbenutzung des Gartens, des halben Hofs, der Stallungen, Remise und Dunggrube gegen einen

Mietzins von jährlich 116 Gulden. In der unteren (östlichen) Hälfte des Erdgeschosses blieb der Forstmeister Mollier für jährlich 300 Gulden und ab 1. Januar 1844 220 Gulden wohnen. Der aus zwölf größeren und kleineren Zimmern bestehende zweite Stock mit Zubehör wurde des arg verwornten Zustandes wegen für jährlich nur 250 Gulden an den Revisionsrat Dieffenbach vermietet. Gemeinsam war allen drei Mietern die Benutzung der Waschküche, der Wasserpumpe und des Trockenspeichers. Dr. Gréve kündigte zum 1. Oktober 1844 den Mietvertrag, behielt aber die im Erdgeschoss imgehabten Räume noch bis zum Frühjahr 1845 für 300 Gulden; dem Revisionsrat Dieffenbach wurde im August 1844 vom Fisius gekündigt und nachdem die beiden oberen Stockwerke geräumt waren, wurden sie Mitte September dem herzoglichen Hofmarschallstab zur Einrichtung einer griechisch-katholischen Kapelle — sie wird auch russische Gesandtschaftskapelle genannt — überwiesen.

Die nach der Rheinstraße gelegenen beiden Säle und ein Zimmer des ersten Stocks wurden zur Kapelle, Sakristei usw. hergerichtet, der nach Westen gelegene Saal zum bevorstehenden Aufenthaltsraum der Herzogin Elisabeth, bekanntlich einer russischen Großfürstin, und die übrigen nach dem Garten liegenden Zimmer zur Wohnung von fünf unverheirateten russischen Sängern bestimmt. Der obere Stock, so weit er sich über den zur Kapelle usw. eingerichteten Räumen befand, blieb leer, während die westliche Hälfte dieses Stockwerks vom russischen Poven, Provi. Johann Bazaroff — über ihn vgl. Alt-Nassau 1902, S. 33 ff. — als Wohnung zugewiesen wurde. Die Übergabe der Räume an den Hofmarschallstab erfolgte am 7. November 1844.

Ende Januar 1845 zog der Forstmeister Mollier, im April 1845 Dr. Gréve aus, der bis 1863 in der Friedrichstraße, zuletzt in dem Hause Ecke Neugasse (heute Nr. 41), wohnte. Das ganze Erdgeschoss wurde jetzt auf Wunsch Herzog Adolfs für 400 Gulden Jahresmiete dem Oberst v. Hadeln — er ist der von J. Bazaroff (Alt-Nassau a. d. S. 41) irrtümlich Oberst Gatschen genannte Befehlshaber der Artillerie — vermietet, der seither das nunmehr zur herzoglichen Reservir eingerichtete ehemals Schenksche Haus in der Friedrichstraße (heute Nr. 32) bewohnt hatte und Mitte Mai 1845 die neue Wohnung bezog.

Ende 1846 tauchte der Plan auf, das damals im oberen Stockwerk der Marktschule untergebrachte herzogliche Realgymnasium in das Gebäude zu verlegen. Der Plan wurde aber nicht ausgeführt, obwohl die Baubefristigung die Eignung des Hauses zu dem gedachten Zweck ergeben hatte. Warum? Vermutlich hatte der Hofmarschallstab sich ins Mittel gelegt, der sonst neue Räume für die Griechische Kapelle hätte suchen müssen.

Bei der Umgestaltung der nassauischen Behörden wurde am 1. Oktober 1849 das von dem Oberst v. Hadeln geräumte Erdgeschoss dem herzoglichen Kreisamt Wiesbaden, auch dem Kreisamtmann Berger eine Dienstwohnung darin zu-gewiesen.

Nach Wiederaufhebung dieser Behörde bezog die bis dahin in der Wilhelmstraße (Altes Museum) untergebrachte herzogliche Landesregierung das ganze Gebäude am 1. Oktober 1854, also nicht schon 1843, wie bei Spielmann-Krale, S. 11, irrtümlich angegeben ist. Am 1. Juli 1855 ging das Grundstück für 66.000 Gulden in das Eigentum der Landessteuerkasse über.

Die Griechische Kapelle war schon im Sommer 1854 in das Rückersche Haus verlegt worden, jedenfalls eines der von dem Bauunternehmer Wilhelm Peter Rückert am Steinbühlweg, der jetzigen Kapellenstraße, erbauten Häuser, vermutlich in das auch später noch (bis 1911) als Wintergotteshaus der russischen Gemeinde und als Wohnung des russischen Poven dienende Haus (heute Kapellenstraße 19).

In den Jahren 1856/57 wurde dann im Garten des Gebäudes der Landesregierung das sog. Registraturgebäude errichtet, und in diesem Zustand ist, abgesehen von kleineren baulichen Veränderungen im Innern, auch Erweiterung der östlichen Toreinfahrt durch den heutigen Eingang, das Haus bis heute geblieben, in dem auch nach dem Übergang Nassaus an Preußen stets Dienststellen der preußischen Regierung Unterkunft gefunden haben.

Erwähnt sei schließlich noch, daß das Gebäude die Hausnummer wiederholt gewechselt hat. In einem vom Baurat Wolff, dem Erbauer des alten Theaters, 1835 aufgestellten Bauplan für die Rheinstraße ist das Gréve'sche Haus unter Baustelle VII aufgeführt. Demgemäß erhielt es bei der Anfang 1845 erfolgten Nummerierung der Wiesbadener Häuser die Hausnummer 7. Bei den späteren Ummumerierungen der Häuser in der Rheinstraße bekam es 1861 die Nr. 15, 1884 Nr. 27, 1890 Nr. 33 und 1910 die noch jetzt geltende Nr. 35/37.

Dr. Otto Heinemann.